Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 28

Artikel: Das Recht zu leben [Fortsetzung]
Autor: Wolff, Ludwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644709

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

prallten an dem Fremden wirkungslos ab. „Ihr seid Bauern, Hofbesitzer!“ sagte er nur immer wieder, „euch schützt das Gesetz! Ich aber bin heimatlos, landfremd, beinah vogelfrei! Der Schatz ist meine einzige Hoffnung, und meine einzige Legitimation habt ihr mir gestohlen!“ Finster blickte er sie der Reihe nach an: „Wer garantiert mir denn, daß ihr mich nachher nicht einsperren laßt oder ohne eine einzige Kopeke zum Teufel jagt?“

Und da sie in ihrem Innern bereits Aehnliches erwogen hatten, nutzten ihnen die schönsten Worte nichts, sein immer stärker werdendes Mißtrauen zu besiegen. Bis der Rechtskonsulent eine Art Ausweg fand: Alle mußten zusammenlegen und dem Russen gleichsam als Gegengewicht für sein Geheimnis eine anständige Summe aushändigen, die ihm dann später bei der gerechten Verteilung abgezogen würde!

Niemand zeigte große Freude über den Vorschlag, am wenigsten der Russe. Doch vor dem Anblick des baren Geldes gab er bald nach und war nach einigem Feilschen mit einer „Abschlagszahlung“ von 5000 Zloty einverstanden! Doch erst am nächsten Abend, als er den Betrag vollzählig beisammen und mißtrauisch geprüft hatte, war er zur Arbeit bereit. Unverzüglich brachen sie auf. Atemlos spähte Paula hinter ihnen her.

Während die Männer bisher immer vor den Tannen, zum Wasser hin, gesucht hatten, schlug der Russe nach eingehendem Studium des Planes einen kleinen Bogen nach rückwärts und bezeichnete eine Stelle gar nicht weit vom Weg! Hastig begaben sich alle ans Wühlen — und schon nach kurzem war Jodals Spaten auf etwas Hartes gestoßen! Keiner vermochte zu sprechen, als jetzt eine kleine, verrostete Kassette ans Licht der Laternen befördert wurde; bei ihrem Anblick brach der Russe in Tränen aus: er erkannte sie genau wieder, es war einst sein Eigentum gewesen!

Natürlich enthielt sie nicht den Schatz, sondern einen zweiten Plan! Mit stockenden Worten las Pasek, daß der Schatz, entsprechend der beiliegenden Skizze noch einmal verlegt worden sei und nicht 370000 sondern 540000 Rubel betrage! Allein vor dem hinzugefügten Geheimschriftzeichen versagten wiederum selbst Paseks Kenntnisse.

Der Russe ließ nicht erkennen, ob er um diese Ueberraschung gewußt habe oder nicht; er tobte eine Weile wie irrsinnig, verlangte dann zum allgemeinen Erschrecken vor seiner weiteren Mithilfe die Vorauszahlung seines ganzen Anteils!

Der Fund hatte die Gier der Männer bis zur Raserei gesteigert, und deutlich stand in ihren flackernden Augen alles andere als Wohlwollen für den Fremden, dem sie sein Geheimnis gestohlen hatten. Wieder tat der Rechtskonsulent sein möglichstes, doch erst am folgenden Tag, nachdem sie dem Russen nochmals den gleichen Geldbetrag sowie eine von allen unterschriebene Zusicherung seiner Gewinnbeteiligung ausgehändigt hatten, konnte man unter seiner Führung an die endgültige Hebung des Schatzes gehen.

Es war eine dunkle Nacht. Jagende Wolken deckten immer wieder den Mond im ersten Viertel, bald sank leichter Nebel, mit feinen Regenschauern vermischt — die richtige Stimmung zum Schatzgraben! Oefter als bisher kreiste die Schnapsflasche. Im Licht der flackernden Laternen prägte der Russe sich den letzten Lageplan genau ein, schritt dann, zu aller Ueberraschung, noch weiter vom Fluß weg, genau auf ein kleines Gehölz zu. „Hier!“ sagte er bloß dumpf und begab sich ans Graben.

Keuchend folgten die Männer seinem Beispiel. Gruben Stunde um Stunde, gruben, vom Regen durchnäßt, völlig erschöpft, mit vor Gier herausquellenden Augen — bis Stefan, der Knecht, zufällig entdeckte, daß der Russe verschwunden war! Mit ihm die zehntausend Zloty!

Bei alledem war es ein seltenes Glück, daß die Paula gelauscht und ihren blonden Lukas von den geheimnisvollen Vorgängen unterrichtet hatte. Der erschien folgenden Mittags auf dem Hof, wo alles vor dem herumrasenden Bauern zitterte, und erzwang mit seiner unerschütterlich frohen Gelassenheit eine Unterredung unter vier Augen: Schweigend legte er die zehntausend Zloty vor dem Bauern auf den Tisch! — Er hatte Paulas Mitteilungen an ein paar ihm befreundete Grenzbeamte weitergegeben; zwei Tage vorher hatten sie den Russen beim Einkauf eines Fahrrades beobachtet! Und heute, beim Morgengrauen, war ihnen der einzige erfolgreiche Schatzgräber mitsamt dem Geld beim Grenzübertritt in die Hände gefallen!

Und wenn auch Lasky seinem zukünftigen Schwiegersohn Lukas das ganz große Schweigegelübde abnahm — auf irgendeine Weise sickerte die Geschichte doch durch, und lange noch begleitete fröhliches Schmunzeln die Schatzgräber von Cerniaks Mühle auf allen ihren Wegen.

* * *

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

15. Fortsetzung.

„Ich bereue nichts.“ Er dachte eine Weile nach. „Es liegt mir nur daran, zu wissen, wie du zu mir stehst.“ Sie sah ihn verständnislos an. „Hast du mich jetzt weniger lieb?“

Sie küßte seine Hand, die er beschämt zurückzog.

„Was hat diese Geschichte mit meiner Liebe zu tun?“

Er atmete befreit auf.

„Dann ist alles gut, Eva.“

Er lehnte sich an sie, als bedürfte er ihres Schutzes, und starrte in die Nacht.

„Und was ist mit Dieten?“

„Auch das will ich dir erzählen, Eva.“

Er berichtete von der bitteren Unterredung, die er mit Dieten in dem Zimmer des Gasthofs „Zum Bären“ gehabt hatte.

„Sehr merkwürdig“, sagte Eva beklommen.

„Das ist gar nicht so merkwürdig, wie du glaubst. Ist es nicht klar, daß sie sich in Keridan verliebt hat?“

„Ich kenne Keridan nicht“, antwortete sie ausweichend.

„Du mußt ihn gar nicht kennen, denn du kennst Dieten zur Genüge, um dir ein Urteil zu bilden. Läßt eine Frau wie Dieten ihren Mann im Stich und läuft zu Herrn Keridan zurück, wenn sie diesen Burschen nicht liebte?“

Eva wollte nicht denken, denn sie hatte Angst vor ihren klaren und nüchternen Ueberlegungen. Sie kannte Keridan nicht, aber sie kannte Dieten und fühlte instinktmäßig, daß Dieten ihren Mann nicht verlassen hatte, weil sie in Keridan verliebt war. Dieten war nicht die Frau, um plötzlich den Kopf zu verlieren und sich in ein wildes Abenteuer zu stürzen.

„Warum antwortest du nicht, Eva?“

Sie wußte, daß sich in dieser Sekunde ihr Schicksal entschied, denn wenn sie jetzt Dieten verteidigte, war Hollbruch für sie selber verloren. Sie begann so zu zittern, daß Hollbruch besorgt fragte:

„Was ist dir denn?“

„Nichts, Peter. Ein kleiner Schauer.“ Schweißtropfen standen auf ihrer Stirn. „Es ist schon vorüber.“

Er streichelte zärtlich ihren Rücken und machte sie, ohne es zu wissen, widerstandslos.

„Du hast mir noch immer nicht geantwortet, Evchen.“

Die Liebe war stärker als alle sittlichen Bedenken. Eva ließ sich fallen und verriet Dieten und sich.

„So wie du die Geschichte erzählst“, sagte sie mit zuckenden Lippen, „muß man wohl annehmen, daß sich Dieten in Keridan verliebt hat.“

„Das ist mir ganz klar“, meinte Hollbruch selbstsicher.

Eva fühlte sich so elend, daß sie am liebsten geschrieen oder geweint hätte. Der Sieg war zu teuer bezahlt. In ihrer rastlosen Verzweiflung umarmte sie den Geliebten mit fiebernder Leidenschaft und flüsterte demütig:

„Du mußt mich liebhaben, Peter. Du mußt mich sehr liebhaben.“

24. Kapitel.

Marbarak, der Syrier, saß allein in dem Büro der Fabrik in Levallois bei Paris und entzifferte die Telegramme, die in einem Stapel vor ihm lagen. Es war nicht zu erkennen, ob die Telegramme günstige oder katastrophale Nachrichten enthielten, denn Marbarak verzog keine Miene. Sein Gesicht war tot und versteinert. Er trug einen schwarzen Spitzbart, der sich an den Enden kräuselte, und eine Hornbrille, deren Gläser die Pupillen zu vergrößern schienen. Ein ehrbarer Gehrock umschloß seinen hageren Körper. In der breiten schwarzen Seidenkrawatte schimmerte eine rosenfarbige Perle. Marbarak sah aus wie ein Professor der Dermatologie. Um elf Uhr kam Heliopoulos, sehr elegant, mit der weißen Nelke im Knopfloch, und grüßte freundschaftlich.

Marbarak nickte stumm. Er haßte und fürchtete das Reden, von dem nach seiner Meinung alles Unheil in der Welt herrührte. Wenn er zu sprechen gezwungen war, äußerte er sich in einem kurzen abgehackten Telegrammstil, der nicht immer verständlich war.

Heliopoulos zog seinen leichten Mantel aus und hängte ihn behutsam, damit die Nelke nicht gedrückt werde, in einen Schrank. Dann wies er auf die Telegramme hin und fragte nachlässig:

„Gibt es etwas Neues?"

Marbarak zuckte mit den Achseln und schob seinem Sozius die entzifferten Telegramme zu, die Heliopoulos mit steigendem Unbehagen las.

„Verdammter Dreck!" rief er angewidert und zerknüllte die Papiere: „Es klappt nichts mehr."

„Eigene Schuld", sagte Marbarak mit einer sehr tiefen, dumpfrollenden Baßstimme, die den Zuhörer am Gaumen kitzelte.

„Willst du mir einen Vorwurf machen?"

„Haben beide schuld. Du mehr als ich. Habe alles vorausgesehen."

„Darauf brauchst du dir nichts einzubilden, mein alter Wüstenvogel", antwortete Heliopoulos erbittert. „Pessimisten können leicht recht behalten, aber mit Pessimismus ist in der Welt nichts zu wollen. Jeder Idiot kann Pessimist sein."

Ein Angestellter klopfte an, trat ein und überreichte Marbarak einen Anmeldezettel.

„Warten!"

Der Angestellte zog sich zurück.

Hiliopoulos saß nachdenklich da und rauchte eine Zigarette.

„Monte Carlo?" fragte Marbarak.

„Wir haben einen Teil des Verlustes zurückholen können."

„Wie groß ist der Verlust?"

„Zwei Millionen."

„Schwachsinnig, gegen Bank zu spielen."

Heliopoulos sprang auf.

„Willst du liquidieren? Ich bin bereit."

„Zu spät."

Heliopoulos gewann seine Laune zurück.

„Ich dachte schon, daß du uns im Stich lassen wolltest."

„Lasse niemanden im Stich. Wo ist Astrac?"

„Astrac kommt morgen mit seinen Leuten aus Monte zurück."

Der Syrier nickte befriedigt.

„Gut. Spiel einstellen. Betrieb einschränken. Sparen. Abwarten."

„Hat sich Keridan gemeldet?"

„Noch nicht."

Er machte eine Pause, als müßte er Kraft für den nächsten Satz sammeln. „Aber Lombardi hat vorhin angerufen. Dieser Baron Hollbruch ist in Lugano. Er wohnt mit seiner Frau im Excelsoir-Hotel."

Heliopoulos verzog geringschätzig den Mund.

„Was haben wir davon? Willst du ihm das Geld stehlen lassen, das er nicht bei sich hat? Oder was willst du sonst gegen ihn unternehmen?"

„Ueberlegen!"

„Glaubst du an die Geschichte Keridans?"

„Schwer zu sagen."

„Ich glaube kein Wort davon. Der Junge will ausspringen und sich selbständig machen."

„Möglich." Sein Blick fiel auf den Anmeldezettel. „Hagenauer ist draußen."

„Er soll herein kommen."

Marbarak drückte auf einen Knopf und zeigte dem eintretenden Angestellten den Zettel. Der Sekretär nickte und verschwand wieder.

„Guten Morgen, meine Herren", sagte Rudolf Hagenauer und lächelte nach allen Seiten hin. Er war ein großer schlanker Mensch mit einem unbekümmerten, fast leichtsinnigen Gesicht und sah aus wie ein österreichischer Vorkriegs-Kavallerieoffizier in Zivil. „Die Herren haben mich g'rufen, da bin i."

„Du schläfst wohl, mein Junge", sagte Heliopoulos drohend.

Hagenauer lachte munter.

„Immer voller Spaß, der Herr von Heliopoulos! Natürlich schlaf' ich, aber leider viel zu wenig."

„Sprich französisch!" befahl Heliopoulos.

„Wanns sein muß, red' i auch französisch, aber net gern."

„Was ist denn eigentlich los mit dir? Warum verkaufst du so wenig?"

Rudolf Hagenauer war der Verkaufsleiter in Düsseldorf.

„Nichts zu machen, meine Herren. Erstens sind die vorgeschriebenen Preise viel zu hoch."

„Sollen wir mit Verlust verkaufen?"

„Besser mit Verlust zu verkaufen als gar nicht zu verkaufen."

Er sprach französisch mit wienerischem Tonfall, derart, daß seine Stimme in der Mitte des Satzes hochkletterte, um beim Ende des Satzes abzustürzen.

„Und zweitens?"

„Zweitens ist die Konkurrenz zu groß, meine Herren."

„Welche Konkurrenz?" fragte Heliopoulos und runzelte die Stirn, denn er wußte genau, welchen verfluchten Namen er jetzt zu hören bekam.

„Kokotos, meine Herren."

Kokotos hatte als kleiner Mann bei Heliopoulos und Marbarak angefangen und sich eines Tages selbständig gemacht.

„Der Schakal kann seine Waren auch nicht verschenken", antwortete Heliopoulos wütend.

„Nein, aber Kokotos verkauft seine Waren um 25 Prozent billiger als wir."

„Da kann er nichts verdienen."

„Er verdient, meine Herren, denn er arbeitet billiger und rationeller als wir. Rechnen Sie nach, wie viele Wagen und Menschen wir im letzten Monat verloren haben. Und es wird mit jedem Tag schlimmer, denn die Grünen erhalten fortwährend Verstärkung. Kokotos hat nicht ein einziges Flugzeug und nicht einen Mann verloren. Darum kann er billiger liefern."

„Bin immer für Flugzeuge gewesen", brummte Marbarak.

Heliopoulos wurde rot vor Zorn.

„Ich weiß schon, daß du stets klüger gewesen bist als alle anderen Menschen. Aber was soll jetzt geschehen?"

„Die Preise um 50 Prozent senken und Kokotos ruinieren", antwortete Marbarak und betrachtete prüfend das Gesicht Hagenauers, dessen Augenlieder zu flattern begannen.

„Du bist wahnsinnig geworden", schrie Heliopoulos.

Marbarak hob die mageren Schultern hoch, griff spielerisch nach einem Bleistift und bekritzelte ein Blatt Papier.

„Ein derartiger Preissturz wäre nach meiner Ansicht gar nicht notwendig, meine Herren", erklärte Hagenauer. „Es genügte, wenn ich um 10 Prozent billiger verkaufen dürfte als bisher. Wichtiger wäre es, die Einfuhr ein wenig einzuschränken."

„Dann würde Kokotos mehr einführen". antwortete Marbarak und schob das bekritzelte Blatt seinem Sozius zu.

„Mit den paar Flugzeugen kann er nicht viel heranschaffen, meine Herren."

Heliopoulos las, was Marbarak schief und zittrig aufgeschrieben hatte:

„Hagenauer entlassen! Er arbeitet mit Kokotos zusammen!"

„Die Sache muß überlegt werden", meinte Heliopoulos und sah dem Düsseldorfer Verkäufer freundschaftlich in die Augen. „Du mußt jedenfalls noch hierbleiben, mein Junge, bis wir einen Entschluß gefaßt haben."

Hagenauer machte eine formvollendete Verbeugung, obwohl ihm der verlängerte Aufenthalt in Paris großes Unbehagen bereitete.

25. Kapitel.

Als Keridan und Dieten aus dem Wagen stiegen, der sie nach Levallois gebracht hatte, fragte Dieten:

„Ist das hier auch eine Radio-Fabrik?"

„Ja", antwortete Keridan mürrisch. Er hatte während der ganzen Fahrt vom Hotel bis Levallois kein Wort gesprochen.

Der Sekretär empfing die beiden mit einem stummen Kopfnicken.

„Wollen Sie die Güte haben, mich anzumelden, Herr Godart."

Der Sekretär erhob sich und ging in das Chefzimmer, dessen Tür dick gepolstert war.

„Sie sollen warten", sagte der Sekretär nach seiner Rückkehr.

Keridan bot seiner Begleiterin Platz an und setzte sich neben sie.

„Man ist hier ziemlich unfreundlich", flüsterte Dieten ihm zu.

„Leute, denen man Geld schuldig ist, sind zumeist unfreundlich."

Nach einer Weile kam Hagenauer aus dem Chefzimmer und begrüßte Keridan mit übertriebener Herzlichkeit.

„Servus, Keridan. Wie geht's dir denn? Ich hab' dich ja schon eine Ewigkeit nicht mehr g'sehen. Küß die Hand, gnädige Frau."

Keridan mahnte ihn durch einen Blick zur Vorsicht.

„Kann ich jetzt hineingehen, Herr Godart?"

„Noch nicht."

„Hast auch drin zu tun?" fragte Hagenauer neugierig. „Na, da gratuliere ich. Heute sind die Chefs grantig."

„Ich habe keine Chefs", erklärte Keridan wütend.

„Aber lieber Freund, ich red' doch von meinen Chefs." Er beugte sich zu seinem Ohr. „Wer ist denn das fesche Katzerl?"

Keridan wendete sich an den Sekretär.

„Sagen Sie bitte den Herren, daß ich keine Lust habe, länger zu warten. Wenn sie mich nicht sofort empfangen, werde ich weggehen."

Der Sekretär gab ihm gar keine Antwort.

„Kommen Sie, gnädige Frau", sagte Keridan außer sich. „Wir gehen."

„Hast du aber a Schneid!" rief Hagenauer bewundernd.

Ein Schnarrzeichen ertönte.

„Sie können jetzt eintreten", erklärte Herr Godart gleichmütig.

Dieten setzte sich wieder.

„Viel Vergnügen, lieber Freund", sagte Hagenauer, während Keridan auf das Chefzimmer zuschritt.

Na, da bist du ja!" rief Heliopoulos leutselig dem Eintretenden entgegen. Keridan zuckte zusammen, als wäre er körperlich berührt worden. Immer wieder fühlte er sich gedemütigt, wenn Heliopoulos ihn dutzte.

„Du bist doch ein kluger Junge." Er wendete sich an Marbarak. „Habe ich dir nicht gleich gesagt, daß er antanzen wird?" Er lächelte Keridan zu.

„Marbarak hält dich nämlich für dumm." Der Syrier saß mit totem Gesicht da. „Ali, mein Junge, ich freue mich aufrichtig, daß du hier bist. Hast dir die Sache überlegt, wie? Hast eingesehen, daß du mit uns keine solchen Dinger drehen kannst? Na, wir nehmen die Geschichte nicht weiter tragisch. Die Zeiten sind so schlecht, daß man auf alle möglichen dummen Gedanken kommt."

Keridan nahm einen Sessel, setzte sich nieder und zündete mit Sorgfalt eine Zigarette an.

Marbarak und Heliopoulos sahen ihm mit solcher Spannung zu, als handelte es sich hier um einen Zauberkünstler, der den schwierigsten aller Tricks ausführte.

„Na, komm schon", sagte Heliopoulos, nachdem er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, „und leg' das Geld auf den Tisch des Hauses. Du brauchst dich weder zu entschuldigen noch zu rechtfertigen." Keridan sah den Rauchringen seiner Zigarette nach. „Oder hast du das Geld Mira übergeben? Na, los. Wir haben unsere Zeit nicht gestohlen."

„Sind Sie jetzt fertig, Heliopoulos? Schön, dann will ich reden. Ich kann Ihnen das Geld nicht bringen, weil es mir unterschlagen worden ist. Sie kennen die Geschichte schon von Mira, aber vielleicht will Herr Marbarak von mir hören, wie das geschehen ist."

„Erzählen!" befahl Marbarak.

Keridan begann mit seinem Bericht, aber je länger er sprach, desto mutloser wurde er, wenn er die Gesichter seiner beiden Zuhörer betrachtete.

Heliopoulos hatte ein spöttisch überlegenes Lächeln auf den Lippen, und Marbarak saß da wie ein Richter der Hölle.

Als Keridan zu Ende war, herrschte einen Augenblick lang Schweigen. Dann fragte Heliopoulos entrüstet:

„Und diesen Roman sollen wir dir glauben? Du willst dich wohl über uns lustig machen."

Keridan blickte den dicken Mann voll Haß an.

„Das ist die nackte Wahrheit."

„Zieh die nackte Wahrheit an, dann ist sie eine Lüge." Er sprang auf und marschierte durch das Zimmer. „Jetzt will ich dir mal die nackte Wahrheit sagen. Paß gut auf, mein Junge. Du sollst uns nicht für Idioten halten." Er atmete schwer. „Du willst ausspringen und dich selbständig machen, genau so wie Kokotos, aber im Vergleich mit dir ist das Schwein Kokotos ein großer Gentleman, denn er hat uns kein Geld aus der Tasche gestohlen."

Keridan sprang auf.

„Ich bin kein Dieb! Sie sollten vorsichtiger reden, Heliopoulos, sonst —"

„Was sonst?" brüllte Heliopoulos. „Was sonst? Willst du drohen, du — du —"

„Ruhe!" befahl Marbarak. Es war wie das Rollen eines schweren Donnerschlags.

Keridan gewann sofort seine Selbstbeherrschung zurück und bedauerte tief, daß er sich so weit hatte hinreißen lassen. Er wendete sich an den Syrier und erklärte sehr höflich:

„Ich kann Ihnen beweisen, Herr Marbarak, daß ich nicht gelogen habe."

„Ich höre."

„Ich habe eine einwandfreie Zeugin mitgebracht, die Ihnen bestätigen wird, daß ich die Wahrheit erzählt habe."

„Wer ist die Zeugin?"

Keridan machte ein triumphierendes Gesicht.

„Die Ehefrau des Mannes, der das Geld unterschlagen hat, die Baronin Hollbruch."

Heliopoulos und Marbarak sahen sich an.

Der Grieche wurde plötzlich sehr liebenswürdig und sagte mit einer Handbewegung, die alle Mißverständnisse durchstrich:

„Das ist allerdings etwas anderes."

Seine Augen lachten vor Vergnügen.

„Wo hast du denn deine Baronin?"

„Sie sitzt im Vorzimmer."

„Dann führe sie uns doch vor. Hoffentlich ist sie hübsch und lecker."

Keridan stand auf, um Dieten zu holen.

„Muß telephonieren", brummte Marbarak. „Draußen warten, bis wir rufen."

„Ist recht, Herr Marbarak", antwortete Keridan und ging aus dem Zimmer.

„Na, wie gefällt dir das?" fragte Heliopoulos in bester Laune. „Er bringt uns Frau Hollbruch als Zeugin mit."

„Habe Keridan immer für talentlos gehalten." Er läutete dem Sekretär, der sofort erschien. „Lombardi dringend anrufen und fragen, ob Baron Hollbruch mit seiner Frau heute noch in Lugano ist. Mit seiner Frau, verstanden?" Herr Godart nickte und verschwand.

„Was sollen wir mit dem Jungen anfangen?" fragte Heliopoulos.

Der Syrier überlegte eine Weile, bevor er antwortete:

„Keridan muß bezahlen. Dann Berliner Fabrik zusperren. Keridan an Stelle Hagenauers nach Düsseldorf schicken."

„Er wird nicht gehen."

„Er wird gehen", erklärte Marbarak und drückte auf den Klingelknopf.

Keridan führte Dieten in das Zimmer. Er war sehr bleich.

„Gestatten Sie, Frau Baronin", sagte er mit betonter Höflichkeit, „daß ich Ihnen Herrn Marbarak und Herrn Heliopoulos vorstelle. Das sind die beiden Herren, denen das Geld gehört, das Ihr Mann nicht abgeliefert hat." Er hob die Stimme. „Die Frau Baronin Hollbruch."

Der Syrier nickte. Heliopoulos lächelte amüsiert und sagte höflich, weil ihm die junge Dame gefiel:

„Bitte, nehmen Sie Platz."

Dieten setzte sich. Keridan blieb neben ihr stehen.

„Also Sie sind die Frau Baronin Hollbruch?" fragte Heliopoulos.

„Ja."

„Wie lange kennen Sie schon Keridan?"

„Seit dem 29. März dieses Jahres."

„Auf welche Weise haben Sie ihn kennengelernt?"

Keridan wurde sehr unruhig, wollte sprechen und unterließ es.

„Mein Mann brachte mich zu Herrn Keridan nach seiner Villa in Dahlem."

„Zu welchem Zweck?"

„Ich sollte als Pfand bei Herrn Keridan bleiben, bis mein Mann das Geld abgeliefert hätte."

Heliopoulos blickte erstaunt Keridan an.

„Das hast du uns gar nicht erzählt. Warum nicht?"

„Ich hielt es für unwichtig."

„Das ist doch sehr interessant. Also, wenn ich recht verstehe, bürgt die Dame mit ihrer Person für den Mann."

„Ja", bestätigte Dieten.

Heliopoulos musterte sie mit prüfenden Blicken, die ihren Körper zu betasten schienen, und sagte freundlich:

„Erzählen Sie uns jetzt im Zusammenhang, was Sie von der ganzen Geschichte wissen."

Dieten begann ausführlich und wahrheitsgetreu zu berichten, was geschehen war. Marbarak schien nicht zuzuhören. Keridan betrachtete angstvoll Heliopoulos, der mit feuchtschimmernden Augen Dieten anstarrte.

Als sie mit ihrer Erzählung zu Ende war, fragte der Grieche: „Wo haben Sie Ihren Mann getroffen?"

„In der Schweiz."

„Aber wo?"

„Das möchte ich nicht sagen."

„Warum sind Sie zu Keridan zurückgefahren?"

„Weil ich es versprochen habe. Ich halte mein Wort."

„Stehen Sie zu Keridan in irgendwelchen Beziehungen?"

„Nein."

„Das sind taktlose Fragen!" rief Keridan unbeherrscht.

„Reg' dich nicht auf, mein Junge!" antwortete Heliopoulos und wendete sich wieder Dieten zu. „Aber Sie haben in seiner Villa übernachtet?"

„Ja."

Der Sekretär glitt in das Zimmer und wartete, bis Marbarak ihn ansah. Dann meldete er mit klangloser Stimme:

„Es ist alles in Ordnung."

„Kein Irrtum möglich?"

„Nein."

Der Sekretär zog sich wieder zurück.

„Besten Dank, Frau Baronin", sagte Heliopoulos lächelnd. „Das war alles, was wir wissen wollten." Er sah Keridan an. „Du kannst die Dame wieder hinausbegleiten."

Dieten stand auf und grüßte stumm. Heliopoulos gab ihr die Hand. „Auf Wiedersehen, Frau Baronin." Dann klopfte er wohlwollend auf die Schulter Keridans. „Wir haben noch mit dir zu sprechen."

Keridan überlegte, während er aus dem Zimmer ging, ob er Dieten wegschicken sollte, um sie in Sicherheit zu bringen, aber er erkannte, daß diese Vorsichtsmaßregel jetzt zu spät kam. Es gab keine Sicherheit mehr.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Schweizerische Staatsfeinde.

Der Bundesrat hat ein Uniform- und Abzeichenverbot erlassen, und zwar schon am 12. Mai 1933. Jenes Verbot ist nun ergänzt und abgeändert worden. Das Anbringen von ausländischen Hoheits- und Parteizeichen im Wappen, in der Fahne und in den Bundesfarben der Schweiz ist verboten. Verwendung und Nachahmung ausländischer Hoheits- und Parteizeichen in Fahnen, Wappen, Abzeichen, und Veröffentlichungen schweizerischer politischer Vereinigungen ist ebenfalls verboten. Wer gegen diese Verbote verstößt, bezahlt zuerst eine Buße von 1000 Franken oder weniger, je nachdem. Wiederholt er sein Vergehen, so wird er eingesperrt, oder nochmals gebüßt und zugleich eingesperrt. Ein halbes Jahr maximal . . . und 1000 Franken maximal . . . das könnte martyriumslüsterne Leute am Ende noch locken? Immerhin wissen die Kommunisten und Frontisten nun, daß man Hammer und Sichel, Hakenkreuz und Liktorenbündel denen lassen muß, die das Monopol drauf haben, den Russen, Deutschen und Italienern. Nicht verbieten kann man unsern Extremisten das Sympathisieren. Fraglich wäre etwa, ob der neuen „eidgenössischen nationalsozialistischen Arbeiterpartei" ihr Blatt, das „Schweizervolk", und ihre Werbebroschüren, unbesehen durchgelassen werden sollen. Die Leute müssen über Geldgeber verfügen . . . denn rentieren kann die Sache unmöglich, und man fragt sich links und rechts, ob diese Geldgeber wirklich im Inland sitzen oder am Ende jenseits der Grenzen! Wer auch nur eine Nummer des neuen Blattes gelesen, sieht, daß hier „Wappen, Abzeichen und Siegel ausländischer Herkunft" getragen werden . . . symbolisch nur, aber dafür umso erkennbarer. Läßt sich da wirklich nichts machen? Muß man im Namen der Demokratie die Demokratie in alle Gossen hinunter reißen lassen? Man fragt sich.

Vielleicht ist man im Bundeshaus im Klaren, daß die eigentlichen Gefahren für die Schweiz nicht von den extremen Splitterparteien herkommen, und daß diese ausländisch gesiegelten Geister bei uns ins Leere sprechen, solange wir irgendwie anständig wirtschaften, leben und für die Schwachen sorgen. Daß wir indessen doch unfreiwillige „Staatsfeinde" besitzen, und viel gefährlichere! Der Schweizer als solcher mit gewissen Eigenschaften, auf die er sehr pocht, könnte seiner Heimat einmal bös mitspielen, etwa so, wie er anno 1798 gespielt hat, als die „Orte" das angegriffene Bern Bern sein ließen . . . Das war die letzte Konsequenz unseres „Föderalismus"!

Heute wogt eine starke Welle dieses Geistes durch das Land. Die Annahme des Strafgesetzes ist ein gar nicht zu deutlicher Sieg über den Gegner, der nicht weiß, was er tut: 360,000 Ja gegen 310,000 Nein . . . bei 12½ verwerfenden Kan-